

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 18

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

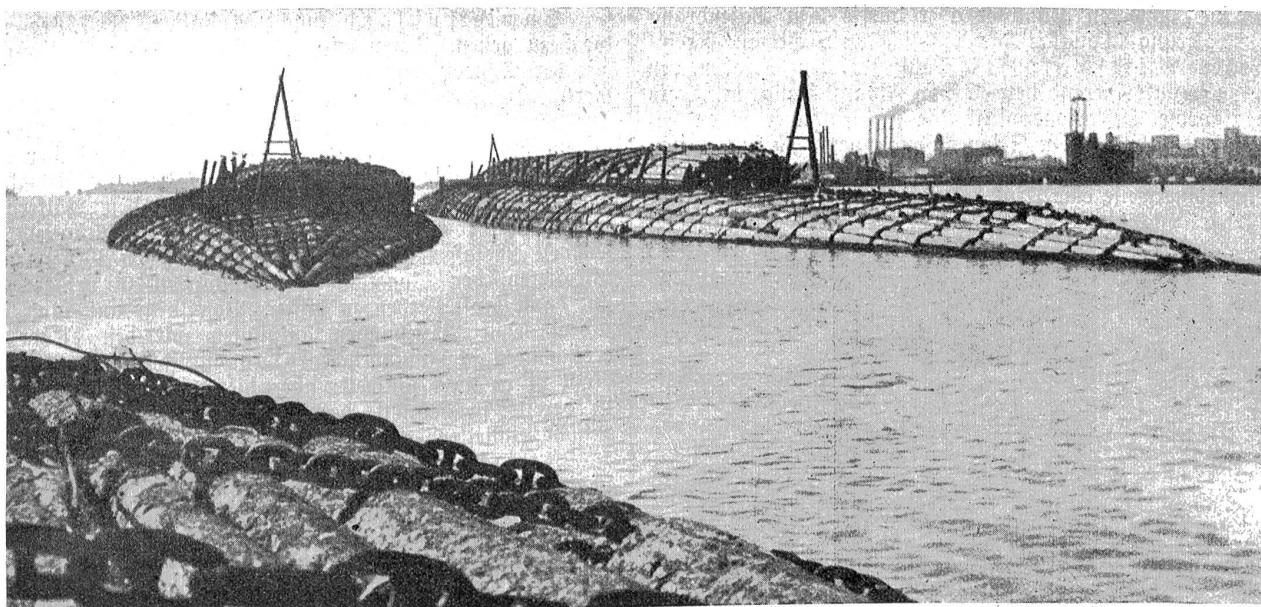
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Riesenflöße in San Diego (Kalifornien) von 250 m Länge und 16 m Breite, die mit 175 Tonnen Stahlketten zusammengehalten werden.

tämpfe abgehalten. Die hierauf haftende Buße wird stillschweigend bezahlt und kein Hahn fröhlt danach; der Diana-tempel, ganz in Marmor erbaut, ist größtenteils zerfallen, dagegen steht noch auf einem Hügel dicht an der Stadt der mächtige „Tour Magne“, vor der Römerzeit erbaut mit wunderbarer Aussicht auf den größten Teil des Departements. In Montélimar laufen wir uns noch rasch vom Zuge aus einige Schachteln des berühmten Nougat, um wenigstens unsern Lieben zu Hause ein Andenken an die Afrikareise überreichen zu können. Nachts 11 Uhr folgte noch die eilige Postladerei in Bellegarde bei strömendem Regen, jedoch endlich, etwas mürbe und reisemüde, aber voll der schönsten Erinnerungen, das Wiedereintreffen in unserm lieben Bern.
(Ende.)

Aus der politischen Woche.

Im fernen Osten.

Wie in einem Kaleidoskop wechseln auf dem chinesischen Schauspiel die politischen Situationen. Über Nacht erstehen neue Regierungen, neue Mächtegruppierungen. Man spricht nicht umsonst von der chinesischen Sphinx. Sie ist schiefäugig wie alles in China. Man kann nicht erkennen, wohin sie blickt.

General Tschang Kai Schek hat definitiv mit den Kommunisten in Hankau gebrochen und eine eigene Regierung gebildet. Durch die in der Pekinger Sowjetgesandtschaft aufgegriffenen Briefe weiß man, daß der Obergeneral der Kantonesen seinen Kriegszug nach dem Norden mit russischen Geldern finanzierte. In Shanghai scheint Tschang Kai Schek dann den Lockungen der englischen und chinesischen Bankgewaltigen erlegen zu sein. Hier kam ihn plötzlich die antirussische Wandlung an. Borodin versuchte ihn abzusehen und unschädlich zu machen. Die kommunistische Erhebung in Shanghai wurde, wie gemeldet, mit Hilfe der Ausländer blutig niedergeschlagen. Tschang Kai Schek reiste an die Nanjing Front, wurde geschlagen, drang wieder vor und revanchierte sich, indem er den Nordtruppen eine empfindliche Niederlage bereitete und Pukou, nordwärts Nanjing, zurückeroberete. Dies war die Situation zu Ende der letzten Woche.

Heute versucht der Diktator von Nanjing alle Nationalisten zum Kampf gegen die Kommunisten in Hankau zu vereinigen. Diese, unter der Führung Tschangs stehend, haben ihm in der Person des christlichen Feng Tu Siang einen

Gegengeneral entgegengestellt. Feng weilte vor kurzem noch in der Mongolei. Von hier aus beobachtete er angeblich Peking und hielt sich bereit, im geeigneten Momente die Hauptstadt von Norden her anzugreifen. Ob er nun den Angriff auf Peking wagt, oder ob er als Oberkommandierender an der Yangtse-Front erscheinen wird, bleibt abzuwarten.

Die Mächte bereiten eine neue Note an Tscheng vor. Die Engländer wollten dieser Note den Charakter des Ultimatums geben oder darin doch mindestens Sanktionen androhen. Sie brennen ja schon lange darauf, ihre überlegene Macht zur Geltung zu bringen. Denn auf die Länge wird ihnen dieses müßige Zusehen zu kostspielig; stehen doch mehr als die Hälfte aller in den chinesischen Gewässern eingefahrenen Kriegsschiffe unter britischer Flagge; diese Truppen belasten das englische Budget, das bekanntlich ein schweres Defizit aufweist. Die Amerikaner aber winkten ab. Sie wollen weiterhin nur die Zuschauer spielen und sich jeder Intervention in die inneren Angelegenheiten Chinas enthalten. Für sie ist natürlich die chinesische Frage nicht so brennend wie für die Engländer. Die Engländer mußten die Sanktionsandrohung streichen. Ob die neue Note der Mächte, die in dieser abgeschwächten Form diesmal wohl eine gemeinsame sein wird, größere Wirkung haben wird als die erste, bleibt recht fraglich. Weiterhin werden die Ausländer in ständiger Bedrohung leben, und nur die zur Chinesenstadt hinüberblickenden Kanonenrohre und die über dem unruhigen Ameisengewimmel kreisenden Flugzeuge werden die Mordgier der Menge in Schranken halten. Aber die Gefahr wird mit der Zeit alltäglich und beginnt ihre lähmende Wirkung zu verlieren. Viele geflüchtete Fremden, Kaufleute, Beamte kehren mit Frau und Kinder wieder nach Shanghai und Peking an ihre Geschäfte und ihre Arbeit zurück.

Noch ungewiß ist, welche Haltung die neue Regierung Japans einnehmen wird. Der neue Regierungschef Baron Tanaka ist zugleich der Führer der nationalistisch-konservativen Partei, der Sejukai, die noch vor kurzem für ein aktiveres Vorgehen gegen China demonstrierte. Die offiziellen Kundgebungen der Regierungen versichern aber, im Gegensatz zu diesen Kundgebungen der nun herrschenden Partei, die Friedliebe Japans. Gleichzeitig aber sendet der Kriegsminister neue Marinestreitkräfte nach China. Als Aktivität im Sinne forscheren Nationalismus darf man wohl auch die Verhaftung von Pazifisten und andern politischen Persönlichkeiten einschätzen.

Einen schweren Dämpfer aber dürfte dem Tatendrang der Regierung Tanakas die plötzlich über Japan herein-gebrochene Wirtschaftskrise aufsetzen. Im Streben, den Jen zu revalorisieren, betrieb die Finanzleitung in Tokio eine rigorose Deflationspolitik, die jetzt zu einer jähnen Finanzkrise — ähnlich dem Stinnes-Zusammenbruch in Deutschland — geführt hat. Die Rolle des Stinnes spielt in Japan merkwürdigerweise eine Frau. Frau Yone Suzuki (siehe



Frau Yone Suzuki, der weibliche Stinnes in Japan.

Bild) ist Beherrscherin ausgedehnter Schiffs- und Industrie-konzerne mit Firmen in Europa und Amerika, die in der Inflationszeit entstanden und denen nun die Kreditnot das Grab schaufelt. In den großen Suzuki-Krach wurden eine Reihe Banken mit hineingerissen. Milliardenwerte stehen auf dem Spiel; die Rekonstruktionsaktionen der verkrachten und geschwächten Finanzinstitute bringen weitere Krediteinschränkungen, weitere Falliments, weitere Arbeitseinstellungen, weitere Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Not. In solchen Zeiten wächst die politische Unzufriedenheit, und die Regierung wird ihre schwere Mühe haben mit den bolschewistischen Agenten, die in Japan Morgenluft wittern und die sich einnisten werden trotz Kerker und Galgen. Ob es dann noch zu kriegerischen Aktionen in China langt, erscheint zum mindesten fraglich.

Auf dem westlichen Schauspiel

Ist das politische Spiel nicht minder wechselseitig? Die jugoslawisch-italienische Spannung hat eher beängstigende Formen angenommen. In Belgrad hat das sechste Kabinett Uzunovitsch einem radikaleren, mit Marinovitsch als Außenminister, Platz gemacht. Sofort machte sich eine gewisse Versteifung in der albanischen Af-färe geltend. Die Belgrader Regierung wünschte, daß die Quelle des ganzen Konfliktes, der Vertrag von Tiran, diskutiert werde. Mussolini wies das Ansinnen brüsk zurück; das Abkommen sei eine Angelegenheit, die nur Albanien und Italien anginge. Die Verhandlungen kamen ins Stocken. Die Sprache wurde hüben und drüben drohender. Mussolini mußte die Erfahrung machen, daß die Serben nicht Griechen oder Österreicher sind. Zudem versagte jetzt plötzlich London die Unterstützung, die es anscheinend Rom zu Beginn des Konfliktes zugesichert hatte. Heute klingt die Sprache der Londoner Presse entschieden ablehnend gegen die italienischen Aspirationen in Albanien. Es spielt sich ein Zusammensehen zwischen London und Paris vor aller Augen ab. Ersteres drückt auf Rom, letzteres rät in Belgrad zur Mäßigung. Mussolini bleibt zur Stunde noch unnahbar. Auf die Drohung mit Genf antwortet er mit der Erklärung, daß Italien aus dem Völkerbund austreten werde. Daß Genf diese Krise heute um jeden Preis erspart werden muß, ist für Briand heilige Pflicht; er, der Locarno und Thoiry wie ein schöner Frühlingstraum entschwinden sieht, bangt für die Existenz des Bundes überhaupt. Zu viele Totengräber sind da an der Arbeit. Nun heißt es, ihn vor tödlichen Belastungsproben, wie der Aus-tritt Italiens eine wäre, zu bewahren.

Sowjetrußland macht Anstalten, den Weg nach Genf zu gehen. Schon wird die Regelung der Beziehungen mit der Schweiz lebhaft diskutiert. Über Berlin wird sondiert. Die schweizerische Öffentlichkeit reagiert ablehnend. Die Presse erinnert an die Erfahrungen mit den Sowiet-leuten im Jahre 1918. Der Moskauer Kriegsminister bläst die Friedensschalmei. Man darf den Herren im Kreml zu trauen, daß sie den Plan gefaßt haben, den Völkerbund in Genf selber abzumurksen — Russland als Mitglied aufzunehmen zu lassen, Koalitionen zu bilden, im Geheimen zu intrigieren, den Bund zur Unfruchtbarkeit zu bringen und ihn dann sanft sterben zu lassen. Von Genf aus kann man zudem leicht Beziehungen anknüpfen mit den bisher unerreichbaren kommunistischen Organisationen Westeuropas. Noch ist es nicht so weit; aber die moskowitische Methode ist bereits so bekannt, daß sich solche Gedankengänge ungesucht einstellen.

Frankreich hat seinen in London verpfändeten Gold-schatz ausgelöst und heimgeholt. Poincaré hat ein Mittel mehr in der Hand, den Franken zu festigen und wenn er will zu stabilisieren.

Die Italiener feierten am 21. April, am legendären Jahrestag der Gründung Roms, das Fest der Arbeit. Auf diesen Anlaß proklamierte Mussolini seine Carta del lavoro — das fascistische Grundgesetz der Arbeit. „Arbeit ist soziale Pflicht“, verkündet diese Arbeitscharta. Sie sichert dem Arbeiter den freien Tag wöchentlich, bezahlte Ferien und politische Gleichberechtigung mit dem Arbeitgeber innerhalb der staatlich anerkannten Berufsverbände. Der Faschist, der damit die Demokratie abgetan glaubt, weiß nicht, daß diese Dinge bei uns längst existieren. Was wir nicht haben, das ist der Zwang, sich einzubringen in Korporationen, in denen alle Arbeitsbedingungen durch den Staat unwiderruflich festgelegt sind. — ch-

Gedankenlese.

Von Otto Sieber.

Das beste Mittel gegen Langeweile und Unzufriedenheit ist eine gute Tat.

*
Jedes Palästchen birgt seine Malästchen.

*
Die Wurzeln des Unbrautes sind gefährliche, dem Selbst-strengen zwar leichterkennbare Schmeichler; sie heucheln Gut-meinen, Freundschaft und Geselligkeit, und fressen sich gleichzeitig voll an unseres Erdreiches Kraft und Güte.

*
Es ist eine Unart des Menschen, daß er für ein früheres Mißgeschick, das ihn damals arg gerüttelt und aus der Fas-sung gebracht, so gerne ein überlegenes Lächeln zeigt, wäh-rend er gewöhnlich im Momente dieser Ueberhebung um sein Haar fester dassteh und die Kraft auch nicht hätte, es lächeln neu zu ertragen.

*
Das Leben charakterchwacher Menschen ist anzusehen wie ein Schmetterlingsflug: Man weiß nie, wohin er geht!

*
In der Not zeigt sich, ob ein Idealist wirklich diesen Namen verdient.

*
Wenn alles Gold wäre, was glänzt, so hätte es keinen Wert verloren.

*
Wer Güte als Dummheit betrachtet, der vergibt, daß er ständig der einen großen göttlich-harmherzigen „Dumm-heit“ bedarf, um sein bisschen Leben leben zu können.

*
Das Gefühl des Starkseins in uns erhöht sich, wenn wir in Demut dem Schwachen helfen.